

Vom Graudener Becken¹⁾.

Von **FRITZ BRAUN**-Graudenz.

Mit 1 Abb. im Text.

Wenn wir in unserer Heimat bestimmte Gaue scharf umreißen und von ihnen in erdkundlicher Hinsicht wie von Individuen sprechen, so handelt es sich gemeinhin um ein Hügelland oder um ein Stromdelta. Als Beispiel für den ersten Fall nennen wir die Kassubei und den Stablack; die andere Sachlage gilt bei dem Weichselwerder und dem Schwemmland der Memel. Daß im Herzen der Provinz Westpreußen, rund um die Stadt Graudenz herum, eine Landschaft zu finden ist, die nicht weniger bestimmt gekennzeichnet und sozusagen mit den Rechten einer geographischen Person ausgestattet werden kann, ist nur den wenigsten bekannt.

Da an Graudenz die Weichsel, der größte Strom unseres deutschen Ostens, vorüberrauscht, liegt es nahe, diesen Fluß mit der endgültigen Ausgestaltung unserer Landschaft in innigen Zusammenhang zu bringen. Wie wir sehen werden, trifft diese Voraussetzung durchaus zu.

Wir verstehen hier unter „Graudener Becken“ einen fast kreisrunden Raum zu beiden Seiten der Weichsel, dessen Umfang etwa durch die Ortschaften Bergswalde, Adl. Waldau, Wiewiorken, Tursnitz, Marusch, Wangerau, Gr. Tarpen, Wossarken, Mockrau, Sackrau, Gr. Sibsau, Buschin und Schwenten gekennzeichnet ist. Sein Durchmesser beträgt etwa 15 km. Die Weichsel erreicht das Graudener Becken heute im Südwesten, südlich von Schwenten und strömt in einem flachen, nach NW. geöffneten Bogen genau nach N., um bei Sackrau, am Hange der Bingsberge, das Gebiet des Beckens wieder zu verlassen.

Ehe wir uns der Aufgabe zuwenden, dem Leser an der Hand logischer Schlüsse eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie das Graudener Becken sich seit den Tagen verändert haben dürfte, da die in ihm aufgestauten Gewässer einen Abfluß nach Norden fanden, und welchen Anblick es in den verschiedenen Abschnitten gewährt haben mag, in welche wir den seitdem ver-

¹⁾ Beim Studium dieser Arbeit empfiehlt sich der Gebrauch der Generalstabskarte des Kreises Graudenz im Maßstab 1 : 100000.

flossenen Zeitraum gliedern können, wollen wir einen sinnlichen Gesamteindruck dieses Gebiets zu gewinnen suchen. Um das zu erreichen, besteigen wir den so recht im Herzen unseres Gaues gelegenen Klimmeck, den stolzen Wartturm, welcher den letzten Rest des Graudenzers Ordensschlosses darstellt.

Man braucht kaum Geograph zu sein, um zu erkennen, daß wir in den Tälern, welche im Westen und Osten an dem Schloßberge vorüberziehen, Stromtäler vor uns haben. Aus dem Grunde im Westen blinkt ja der helle Spiegel der Weichsel zu uns empor, und wenn wir in dem östlichen Teile auch vergebens nach dem Silberbande eines Flusses ausschauen, so ist dafür das ganze Gepräge der Landschaft von der Art, daß sie dem breiten Grunde zwischen Graudenz und Gruppe so ähnlich sieht wie ein Zwillingsbruder dem andern.

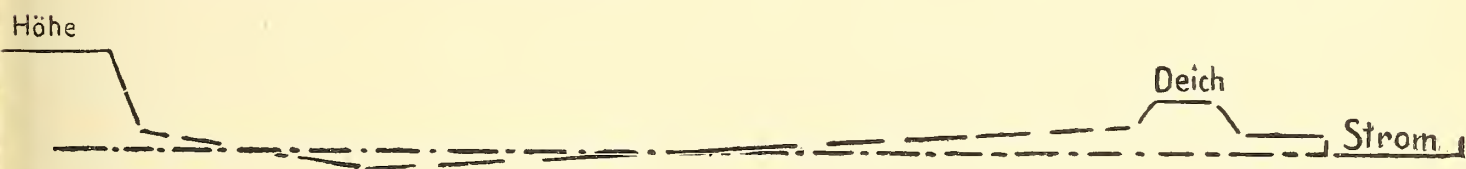
Doch wir wollen die einzelnen Teile der großzügigen Landschaft, über die unser Blick hinwegschweift, etwas genauer ins Auge fassen. Dicht zu unseren Füßen — die steile Böschung des Schloßberges vermochte nur zu dauern, weil sie der Mensch durch allerlei Kunstbauten stützte — wälzt der etwa 600 m breite Strom seine gelbbraunen Fluten dahin. Ist gerade niedriger Wasserstand, so erkennen wir deutlich, daß die Weichsel trotz aller Buhnen, der vom Ufer senkrecht in den Strom hinausgebauten Steinmolen, nicht die geringste Lust hat, einen gradlinigen Stromstrich innezuhalten. Sandbank reiht sich an Sandbank, und zwischen ihnen schlängeln sich die Serpentinaen der tieferen Fahrrinne dahin. Hier und da sind diese Sandbänke — wenigstens jetzt, wo der Schwall des Hochwassers verlaufen ist — bereits fest mit dem Flußufer verbunden und ahmen im kleinen das Bild der großen Stromniederungen nach, welche auch in beständigem Wechsel einmal am rechten und einmal am linken Ufer der Weichsel zu finden sind.

Hinter dem sommerlichen Strombett dehnt sich das malerische Gebiet der Außenkämpen mit seinen Weidichten und Altwassern. Schon ein flüchtiger Blick klärt uns darüber auf, daß auch diese Kämpen keine vollkommen ebene Fläche sind. Von jener Trift, wo die schwarz-weißen Kühe weiden, mußt du 4 bis 5 m ansteigen, ehe du den Roggenschlag erreicht hast, dessen reicher Segen goldglänzend zu uns herübergrüßt. In dem undurchdringlichen Gewirr von Weidenruten, das einen großen Teil der Kämpen bedeckt, vermutet man von vornherein mit Recht ein Paradies der gefiederten Sänger. Und doch verdient das insofern eine Einschränkung, als durch die Hochwasserwellen immer wieder die Brutten der Vögel vernichtet werden. Früher, als der Mensch durch die Deiche dem Überschwemmungsgebiet des Stromes noch nicht so enge Grenzen gezogen hatte, war diese Gefahr lange nicht so groß, weil die gleichen Wassermengen infolge ihrer Verteilung über ein weit größeres Gebiet nur ein viel geringeres Steigen der Weichsel verursachten, etwa so, wie das noch heute an der Donau der Fall ist.

Der gewaltige Deich, durch den das Kämpengebiet von der eigentlichen Niederung getrennt wird, war früher zur Sommerszeit nur schlecht zu erkennen,

weil das Grün seiner Rasenböschung fast unmerklich mit dem Grün der stattlichen Laubbäume zusammenfloß, welche die hinter ihm entlangführende Chaussee begleiten. Heute hat sich das geändert. Weil man die Dammkrone während der Mobilmachung als Fahrstraße brauchte, wurde sie dicht bei dicht mit hohen Prellsteinen besetzt, deren frischer Kalkanstrich sich von dem satten Grün aufs deutlichste abhebt.

Seit der Eindeichung der Weichsel ist dem Strome die schlechthin naturgemäße Ablagerung seiner Schwemmstoffe verwehrt worden. Anstatt sich wie früher über den ganzen Raum des Hochwassergebiets zu verbreiten, bleiben die Senkstoffe nunmehr in der schmalen Rinne zwischen den Deichen bzw. dem Deiche und dem Steilufer zurück, die demzufolge höher und höher über die Umgebung hinauswächst. Da auch schon vor der Eindeichung für den eigentlichen Hauptarm des Stromes ähnliches galt, weil dort das meiste Material abgelagert wurde, ist es leicht zu verstehen, daß in dem breiten Weichseltal die Stromufer mit am höchsten gelegen sind, und daß wir die tiefsten Gebiete inmitten der Niederung suchen müssen. Erst unmittelbar vor der pommerellischen Höhe, dort, wo die Wasser der Schneeschmelze und allerlei Regenbäche ihre Schuttkegel abgelagert haben, hebt sich der flache Grund allmählich wieder empor, jedoch in der Weise, daß der höhergelegene Strich dort viel schmaler ist als am Weichseldamm, so daß sich zwischen Strom und Höhenrand etwa folgendes Profil ergibt:



Dieser Sachlage entsprechen auch die Siedelungsverhältnisse der Niederung auf das beste. Dicht hinter dem Deich reiht sich in fast unübersehbarer Folge ein Gehöft an das andere, und von ihnen streben zahllose Wege in die Niederung hinaus. Vertraust du dich jedoch einem dieser Wege an, um auf ihm ausschreitend den Westrand des breiten Weichseltals zu erreichen, so erlebst du fast immer eine arge Enttäuschung, da die meisten Wege nur der Feldwirtschaft dienen und Sackgassen gleichen, welche ohne rechtes Ziel mitten in der Flur ein Ende nehmen.

Schon hier vom Schloßberg aus erkennst du, daß in der Niederung ein breiterer Streifen am Damm und ein weit schmalerer am Fuße der westlichen Randberge viel emsiger bestellt ist, als die Gebiete in der Mitte, wo wir, wie eben bemerkt wurde, die tiefsten Stellen der Niederung zu suchen haben. Dort am Deich und Höhenrand wird die Flur durch von Kopfweiden begleitete Gräben und schattige Feldwege in unzählige kleine Schläge geteilt, während der mittlere Streifen, der vorwiegend als Weideland dient, wegen seiner Baumarmut und wegen des völligen Mangels an Siedelungen dem Beschauer viel öder und verlassen vorkommt. Im Osten, längs des Dammes,

und im Westen, längs des Abhanges der Höhe, wird die Niederung von Siedlungsstreifen begleitet. Beide entsprechen der Bedeutung der erhöhten Sockel, auf denen sie sich entlangziehen. Im Osten bemerken wir in der Reihe der stattlichen Höfe kaum eine Lücke; im Westen ist sie dagegen vielfach unterbrochen, und die einzelnen Anwesen sind in der Regel kleiner und ärmlicher, als dort in der Nähe des Stromes.

Die Aussicht vom Schloßberge wird von den Graudenzern mit hoher Begeisterung gepriesen. Einer der Hauptreize dieses Bildes besteht in den wechsellvollen Umrissen des Höhenzuges, der die Niederung im Westen begrenzt. Blauschwarze Kiefernbestände, Kornfelder und wüste Heidestriche wechseln hier in bunter Folge, und nicht selten blinkt auch der gelbe Sand auf, die Stellen bezeichnend, wo sich die Gewässer der Schneeschmelze tiefe Erosionsrinnen schufen. Solche vegetationslose Schluchten sind jedoch nicht allzu zahlreich, und zwar wird ihr Entstehen hauptsächlich durch den Wald verhindert, dem man alle die Hänge zu überlassen pflegt, deren Böschung so steil ist, daß sie nicht mehr bestellt werden können. Gerade der Wald scheint aber in diesem Gelände die Erosion am stärksten zu verzögern. Die mächtigsten Schuttkegel bauen sich vor dem Höhenrande in der Regel dort auf, wo ein Weg die Höhe erklimmt, da gerade die Wege dem Wasser die Richtung weisen.

Im allgemeinen verändert sich die Gestalt dieses Höhenrandes lange nicht so schnell als es dort geschieht, wo der Strom unmittelbar am Fuße der Höhen entlang zieht. Will man über die Ursachen und den Verlauf der am Weichselufer recht häufigen Bergstürze nachgrübeln, so muß man an dem Steilhange zwischen Rondsén und der Veste Courbière entlangpilgern. Gerade im letzten Winter brach dicht bei Böslershöhe ein gewaltiges Stück des Steilufers in sich zusammen, wobei das stattliche Gasthaus nur durch einen glücklichen Zufall der Zerstörung entging. So bedauerlich es sein mag, daß durch diesen Bergsturz ein großer Teil der prächtigen Holzbestände vernichtet worden ist, so hat doch der Naturfreund andererseits allen Grund, sich des gewaltigen Bildes zu freuen, das der gelbe Sandsturz mit seinen wild durcheinandergeschleuderten Baumriesen bietet. Augenscheinlich gewährte die steile Böschung dem höchsten Teile des Berghanges keinen Halt mehr, sodaß der obere Rand abbrach und in die Tiefe stürzte, wo er einen gewaltigen Schuttkegel formte, aus dem die neu entstandene Wand beinahe senkrecht emporragt. An der Gliederung des Schuttkegels hat sich die Erosion in den wenigen Monden seines Bestehens schon kräftig zu schaffen gemacht, da ihn eine schmale Rinne neben der anderen durchfurcht. Bei einem neulichen Besuche dieser Stätte bemühte ich mich festzustellen, ob auch hier Findlingsblöcke und größere Steine, welche in den Schuttmassen enthalten sind, den Verlauf der Erosionsrinnen in erster Linie bestimmt haben. Allem Anschein nach ist das nicht der Fall. Der Druck, welcher die Lagerung der soeben niedergebrochenen Schuttmassen entscheidend beeinflusste, ist an den einzelnen Stellen ersichtlich

sehr verschieden gewesen. Hier sind die Massen gehörig zusammengepreßt, während sie dicht daneben ziemlich locker blieben. An solchen Stellen, wo die Lagerung besonders locker ist, setzt auch die Erosion mit Vorliebe ein, tiefe Rinnen formend, in welchen sich so große Wassermengen zusammenfinden, daß sie mit Erfolg an die Zerstörung tiefer gelegener und festerer Teile des Schuttkegels gehen können.

Im Gegensatz zu dem Bilde, das dieser Bergsturz gewährt, zeigen in dem unterhalb des Schloßberges gelegenen Abschnitt des Steilufers grade die obersten Schichten des Hanges große Widerstandskraft und schauen noch als zackige Erker und schlanke Türme ins Land hinaus, wenn der mittlere Teil der Steilwand längst zu Tal gerutscht ist. Die Zerstörung des Ufers geht an diesem Abschnitt des Weichselhanges zumeist von grauen Tonschichten aus, die zwar für gewöhnlich recht fest erscheinen, in jeder Tauwetterperiode des Winters aber nur allzuleicht ins Gleiten kommen.

Schon deshalb, weil das zauberische Farbenspiel des Sonnenunterganges dort aufs beste beobachtet werden kann, wird der Naturfreund den Höhen am östlichen Ufer des Stromes den Vorzug vor den gegenüberliegenden Hügeln geben. Daß der Sonnenuntergang hier so viel reizvoller erscheint als auf dem freien Blachfeld, liegt wohl daran, daß sich die Wolken über dem feuchten Talgrunde weit abenteuerlicher auftürmen, als wir es sonst von ihnen gewohnt sind. Selbst bei wolkenlosem Himmel erscheint mitunter die Luft hier beinahe wie etwas greifbares, körperliches, wenn sie in tiefvioletten Farbtönen zu glühen beginnt.

Kehren wir uns auf der freien Warte des Klimmecks gen Osten, so folgt unser Blick einem Flußtal, das dem breiten Weichseltal im Westen noch viel ähnlicher sehen würde, hätte sich nicht gerade unterhalb unseres Standortes der Mensch in dem Grunde eingenistet, so daß die städtischen Straßenzeilen und all das Beiwerk einer größeren Siedelung das Bild wesentlich verändern mußten. Immerhin ist dadurch die Ähnlichkeit der beiden Flußtäler nicht so stark beeinflußt worden, als du im ersten Augenblick vermeinen könntest. Namentlich die Uferhöhen zwischen Marusch und Wossarken dürfen wir getrost als ein Spiegelbild der Hänge zwischen Marsau und Sibsau bezeichnen.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Landschaftsbildern westlich und östlich des Schloßberges besteht darin, daß der Hang, auf dem wir selber stehen, im Westen geradlinig von S. nach N. streicht, so daß die fernen Bingsberge im N. uns sofort als die Fortsetzung der Graudenzer Diluvialinsel erkennbar sind, während nach O. zu die Graudenzer Höhen im N. unseres Standortes sehr weit nach Osten vorstreben und so den nördlichsten Teil des östlichen Flußtales unseren Blicken entziehen.

Infolgedessen beschreibt die Berglinie hier einen konkaven, nach Osten zu offenen Bogen. In ihn ist die Graudenzer Siedelung gerade hineingepreßt, ein Umstand, der nicht ohne wesentlichen Einfluß auf das Klima der Stadt bleiben konnte. Man wundert sich oft, daß gerade Graudenz als rauh ver-

schrien ist, obgleich andere Städte unter dem gleichen Breitengrade als recht leidliche Wohnstätten bekannt sind. Der Grund dafür ist in der Lage der Stadt zu dem Graudener Diluvialrücken zu suchen, die derart ist, daß den warmen Westwinden der Zutritt verwehrt ist, während die Ostwinde mit voller Kraft in die Straßen hineinblasen dürfen.

Immerhin ist auch der Schloßberg lange nicht hoch genug, um uns einen klaren Überblick über das Graudener Becken zu verschaffen, da wir dort nicht imstande sind, die Inselnatur der Höhen zu erkennen, von denen der Klimmeck gen Himmel ragt. Könnten wir in einem Fesselballon einige hundert m über das Gelände aufsteigen, so läge das Becken so übersichtlich wie auf einer Landkarte vor uns. Wir sähen dann, daß die große Diluvialinsel zwischen Ronsen und Parsken rings von Flußtälern umfassen ist, und daß auch westlich der Weichsel zwischen Mischke und Gruppe eine ähnliche Diluvialinsel durch Erosionstäler aus dem pommerellischen Hochlande herausgeschält ist. Allerdings würde dem forschenden Blicke in manchen Gegenden, und zwar namentlich im Süden, die Bodengestalt unseres Gebietes durch die weiten Kiefernheiden bei Rudnick und Gruppe arg verschleiert werden, so daß dort die sinnliche Betrachtung des Bildes nicht so unmittelbar zu klarer Erkenntnis zu führen vermöchte wie in der nördlichen Hälfte des Beckens. Je länger man in diesem Revier wandert, desto auffälliger wird einem auch die große Ähnlichkeit der Graudener Diluvialinseln mit den Kämpen an der Westküste der Danziger Bucht. Hier wie dort haben die Schmelzwasser der Gletscher das gleiche Landschaftsbild zustande gebracht. Daß dennoch in beiden Gauen ein anderer Geist lebt und webt, liegt vor allem daran, daß an dem Fuße der Danziger Kämpen die Ostsee brandet, während an dem Steilhang der Graudener Diluvialinseln die Weichselwogen dahinrauschen.

Wir wollen uns nun einmal im Geiste in jene Zeiten versetzen, da es eine westpreußische Weichsel eigentlich noch gar nicht gab, in die Jahre, wo der gewaltige Urstrom über Fordon hinaus dem Netzetal zueilte, um in dessen breitem Bette weiter gen Westen zu ziehen. Damals wurde die Seengruppe, welche die Gegend unseres Beckens belebte, noch nach Süden zu entwässert, vielleicht durch einen Fluß, der aus dem damals noch viel größeren Rudnicker See heraustrat und zwischen Ronsen und Schönaich die Gegend erreichte, in dem heute die Weichsel den Raum des Graudener Beckens betritt. Möglicherweise lag in jenen Tagen gerade hier bei Graudenz die Wasserscheide zwischen dem großen Urstrom des Südens und den nördlichen Küstenflüssen, zu denen wohl auch ein Wasserlauf gehörte, der in dem Tale der Ossa gen Norden floß. Wie damals das Graudener Becken im einzelnen aussah, wieviel Landseen man dort zu suchen hatte, und wie deren Grenzen verliefen, wird sich vermutlich niemals genauer feststellen lassen. Sicherlich war es ein Gebiet, dem mächtige Gletschererosion ihren Stempel aufgeprägt hatte. Malerische, wüste Schluchten durchfurchten namentlich am Südostrande die stattlichen Moränenzüge, welche stellenweise eine relative Höhe von 100 m erreichen,

und dort, wo das Wasser den Grund des Tales bereits freigegeben hatte, trieb der Wind sein Spiel mit den unabsehbaren Lagern von Talsand, aus denen er ansehnliche Inlanddünen formte, die von Nordwesten nach Südosten zu über die weite Fläche dahinwanderten. Auch heute gehört das Graudener Becken ja noch zu den Teilen unserer Provinz, deren Oberfläche durch äolische Kräfte schnell und energisch verändert wird. Die Bewohner einer Fischerhütte am Nordwestufer des Rudnicker Sees, dessen Gestade stellenweise gar sehr an die pommerschen Strandseen erinnert, mußten sich ihren Feind, den gelben, lebendigen Dünensand, Jahr und Tag mit dem Spaten vom Leibe halten. Leider fiel die malerische Behausung, an der man dem Fremdling das gefährliche Eigenleben solcher Inlanddünen vortrefflich zeigen konnte, im Sommer 1914 einem Brande zum Opfer. Mir war es immer ein hoher Genuß, gerade diesen Teil der Graudener Gegend zu durchwandern, dessen Relief uns auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß es von den Kräften der Vorwelt herausgearbeitet ist, ohne daß diese Tage doch so weit zurücklägen, diese Einflüsse so ungreifbar wären, daß sie dem forschenden Blick nur Rätsel aufgäben. Schackerten in den ersten Maiwochen noch allerorten die Wacholderdrosseln und strichen die großen russischen Gimpel mit flötendem Lockruf von einer Eberesche zur anderen, so tat auch die Vogelwelt noch ein übriges, das reliktartige Gepräge dieser Landschaft zu vertiefen.

Daß man die erodierende Wirkung des Schneewassers und der Gewittergüsse nicht unterschätzen darf, lehrt uns schon die Hügellandschaft im Nordwesten unserer Provinzialhauptstadt. Wir finden dort so manche ansehnliche Schlucht, die sich sicherlich erst in die Moränenhügel eingrub, als der Mensch das buckelige Revier seines Waldkleides beraubt hatte. Aber dennoch dürfen wir wohl die Entstehung der tiefen Rinnen, welche in die Südostecke des Graudener Beckens münden, in denen gewaltige Mengen von Schutt und Sand zu Tal gefördert worden sind, nicht allein auf solche Kräfte zurückführen. Die Anfänge vieler dieser Schluchten reichen sicherlich noch in die Eiszeit zurück und in jene Tage, welche dieser Erdperiode unmittelbar gefolgt sind. In manchen Schluchten der Gegend ziehen noch heute schwächliche Rinnsale ihres Weges, doch stehen die Tagwasser, die im Hochsommer beinahe durchgehends versiegen, zu der wuchtigen Größe der Talfurchen in so schreiendem Gegensatz, daß wir ihnen beim besten Willen nicht zutrauen können, ganz allein das wechselvolle Relief dieses Gebietes herausgearbeitet zu haben. Das ansehnlichste dieser Täler ist das, dessen Richtung durch die Lage der Ortschaften Gottersfeld, Sarnau und Adl. Waldau gekennzeichnet wird. Es besitzt die Abmessungen eines stattlichen Flußtales, ist aber nur etwa 4 km lang und endet dann plötzlich blind, wie abgeschnitten. Auf die Wege, welche die aus der Moränenlandschaft hervorbrechenden Wassermassen einschlugen, vermögen uns vielleicht noch einige Seen, wie der bei Robakowo, einen gewissen Hinweis zu geben. Überall, nicht nur an den Berghängen, wo sie durch die Erosion freigelegt wurden, sondern auch im ebeneren Gelände, finden wir hier auch größere und

kleinere Lehminseln, von denen einige prachtvolle Buchenbestände tragen. Am bekanntesten ist der Buchenhain bei der Försterei Weißheide. Er spielt in der sandigen Kiefernforst eine ähnliche Rolle wie die Laubwaldinsel der Chirkowa in der Tucheler Heide.

Leider ist diese Gegend im Südosten des Graudener Beckens, die durch wechselvolle Bodengestalt und Laubreichtum gleicherweise ausgezeichnet ist, von der Hauptstadt des Gaus bereits zu weit entfernt, um häufig das Ziel wanderfroher Ausflügler zu bilden. Sie machen zumeist schon in der Försterei Weißheide halt, während gerade die Gegend östlich und südöstlich von diesem laubreichen Tal besondere Beachtung verdient, denn schöner noch wie bei Weißheide heben sich bei Dackkowo-Mühle prangende Buchenhänge über den Wiesengrund empor. Außerdem finden wir hier zwischen Wiewiorken, Nieder-Bogacz, Tursnitz und Dackkowo-Mühle eine etwa 3 km große Diluvialinsel, mit deren Herausarbeitung die Schmelzwasser seiner Zeit nicht völlig fertig geworden sind. Sie verhält sich zu den Diluvialinseln bei Graudenz und Gruppe wie ein Kind zu einem Erwachsenen.

Im allgemeinen mögen die Formen des Graudener Beckens in jener Zeit, auf die wir eben zurückblickten, doch ein gut Teil fließender und ausgeglichener gewesen sein als heutzutage, da hier ein gewaltiger Strom auf Jahrtausende voll erodierender Tätigkeit zurückblicken kann. Das Gelb der Sandflächen, das auch heute in dem Landschaftsbilde eine große Rolle spielt, herrschte damals wohl noch ganz anders vor, da der rege Wind, der den Talsand vor sich hertrieb, die Bildung einer Humusschicht an den meisten Stellen zu verhindern wußte.

Sicherlich wird die Bodengestalt unseres Gebietes noch in vieler Hinsicht an jene längst verrauschten Tage erinnern, aber man hüte sich doch, die Ähnlichkeit zu überschätzen. Als das Tal eines der verhältnismäßig winzigen Flößchen, die vordem das Graudener Becken entwässerten, der gewaltigen Weichsel den Weg zur Danziger Bucht zeigte, begannen in diesem Erdraum erodierende Kräfte zu wirken, wie sie dort seit der Eiszeit nicht mehr zur Geltung gekommen waren. Immer wieder brachen längs des Stromes die Uferwände auf weite Strecken hin zusammen und halfen so den weiten Grund verbreitern, in dem die Serpentina des Flusses sich zwischen Weidenkämpfen und Sandhalden dahinwanden.

Wann und wie lange das mächtige Stromtal östlich der Graudener Diluvialinsel von lebendigen Weichselwellen durchströmt wurde, ist schwer zu sagen. Bahnte sich die Weichsel gleichzeitig den Weg durch beide Täler, das im Westen und das im Osten der Stadt? — Wurde das östliche Stromtal anfangs nur bei besonders hohem Wasserstande von einem Weichselarm durchzogen? — Währte die Zeit, da beide Stromtäler von der Weichsel benutzt wurden, sehr lange, oder wurde das kürzere westliche Strombett bald so viel tiefer gelegt, daß der andere Flußlauf sozusagen zur Disposition gestellt werden konnte und sich nur noch bei Hochwasser mit Fluten füllte? — Alle

diese Fragen regen uns wohl zum Sinnen und Grübeln an, aber ob wir sie jemals unzweideutig beantworten werden? —

Der Rudnicker See, in dessen Fluten heute die Graudenz an heißen Sommertagen Erfrischung suchen, ist als eine Art Restsee anzusprechen, ebenso wie die kleinen Landseen, die wir südwestlich von ihm in der Nähe der Culmer Chaussee vorfinden. Auch die reichen Torflager, die wir hier antreffen — der nördliche Abschnitt des östlichen Flußtals bei dem Tuscher Damm und Kunterstein ist an Torf recht arm — sprechen dafür, daß wir es hier mit einem alten Seegebiet zu tun haben, das nicht plötzlich trocken fiel, sondern auf dem Wege der Vertorfung landfest wurde.

Weiter nordwärts können wir die wichtigste Stromrinne jenes alten Flußtals in ihren bezeichnenden Schlangenwindungen noch ziemlich genau verfolgen. Von Piasken an begleitet sie die nach Graudenz führende Chaussee an ihrer Ostseite bis zu deren Einmündung in die Rehdener Heerstraße und zieht dann in nordnordöstlicher Richtung nach den Pfaffenbergen hinüber. Während man rechts und links darin vorwiegend Getreide baut, finden wir in dieser eigentlichen Stromrinne ganz überwiegend Wiesenwirtschaft, da der Graswuchs hier durch den hohen Stand des Grundwassers sehr begünstigt wird. Dennoch ist auch auf diesen Wiesen die Grasnarbe, welche dem schieren Talsande aufliegt, sehr dünn und leicht ablösbar. Als die Böschungen des Hermannsgrabens, welcher die Tuscher Wiesen zur Weichsel entwässern soll, mit Rasen belegt werden mußten, entnahm man die dazu benötigten Plaggen den Tuscher Wiesen. Die Stellen, welche man damals in dieser Weise beraubte, heben sich noch heute, nach Jahr und Tag, ganz deutlich von ihrer Umgebung ab.

Vermutlich ist der neue Weichselllauf im Osten der Graudenz Diluvialinsel ebenso allmählich entstanden wie er dann später gegenüber dem westlichen Stromarm wieder zurücktrat. Auf eine Zeit, wo er nur zu Hochwassertagen eine größere Wassermenge aufnahm, mochten Jahre folgen, in denen der östliche Weichselllauf dem westlichen wenig genug nachgab. Später ging seine Wasserführung wieder mehr und mehr zurück, so daß er nur dann noch an frühere Glanzzeiten erinnerte, wenn in der Weichsel Hochwasserwellen zu Tal rauschten. Dieser Zustand hat sich vermutlich sehr lange erhalten, und Graudenz war wohl schon sehr lange eine ansehnliche Siedelung, als noch in jedem Lenz im östlichen Strombett das Wasser aufblinkte und den Verkehr nicht unwesentlich erschwerte, konnte man doch selbst in den bangeren Tagen des Russensommers 1914 damit rechnen, dem Feinde das Betreten der Graudenz Flur durch eine große Überschwemmung zu verwehren.

Wahrscheinlich war die Tatsache, daß die Hügel zwischen Rondsden und Sackrau, die heute nur der Geologe als Diluvialinsel bezeichnet, früher noch während langer Zeiträume eine wirkliche und wahrhaftige Insel darstellten, den Bewohnern jener Höhen gar nicht unangenehm, weil dadurch ihre Sicherheit wesentlich erhöht wurde. Außerdem wird die Bedeutung, welche die Fischerei für unsere primitiveren Vorfahren hatte, wohl noch immer arg unterschätzt.

Nicht ohne einen gewissen Unmut lese ich immer wieder in den geschichtlichen Lehrbüchern unserer Schuljugend, die mitteleuropäischen Völker hätten in der jüngsten Stein- und Bronzezeit hauptsächlich von der Jagd gelebt. Nur unter ganz besonderen Umständen, wie in jenen Tagen, da der Mensch in Südfrankreich viele Meter hohe Schichten von Pferdeknochen auftürmte, dürfte die Jagd imstande gewesen sein, ganze Völker zu ernähren, sonst sind aber jene Leute, die wir für Jäger ausgeben, in erster Linie wohl Fischer gewesen. Sie betrieben damit ein Gewerbe, das seinen Mann viel sicherer nährt als alle Schlingen- und Fallenstellerei in Wald und Hag. Diesem Berufe nachzugehen, boten die geräumigen Hügel zwischen den beiden großen Stromtälern geradezu ideale Gelegenheiten, und daß diese reichlich benutzt worden sind, lehren uns zur Genüge die reichen prähistorischen Funde, welche gerade bei Ronsas zutage befördert sind.

Daß das alte Stromtal im Osten von Graudenz ganz und gar trocken gefallen sei, können wir eigentlich erst seit wenigen Jahren behaupten, seitdem der Mensch durch allerlei Drainage und den Bau von Schöpfwerken sein möglichstes tat, den Grundwasserspiegel in jenem Gebiet so weit wie möglich zu senken. Erst seit dieser Zeit sieht man sich dort vergeblich nach den weiten Eisflächen um, die noch vor einem Jahrzehnt dem heranwachsenden Geschlecht die erwünschteste Schlittschuhbahn darboten. Damit war denn auch der Sieg des Pfluges auf jenen Triften, welche man vordem nur zur Weidewirtschaft zu benutzen pflegte, endgültig entschieden.

Selbstverständlich blieb auch die Flora des Graudenzers Beckens sich in den einzelnen Abschnitten seiner jüngsten Geschichte durchaus nicht gleich. Als noch weite Seen in dem Grunde wogten und auch die tiefen Erosionsrinnen, die sich die Gletscherwasser gewählt hatten, noch ansehnliche Bäche beherbergten, als die Talsandhalden erst hier und da bescheidene Anfänge einer Pflanzendecke zeigten, war wohl die Weide der Charakterbaum dieser ärmlichen Gebiete, jenes anspruchslose Gewächs, das überall fortkommt, wo ihm eine genügende Wassermenge zur Verfügung steht.

Die Rolle, welche gerade die Weide, sei es als Baum, sei es als Strauch, in der Geschichte unserer Fauna, namentlich unserer Ornithofauna spielt, wird meines Erachtens noch immer nicht genügend gewürdigt. Gerade die Weidenarten schlugen eine Brücke von dem Süden des Erdteils bis zu seinem äußersten Norden. Wodurch unterscheiden sich denn weidenbewachsene Sandbänke und Uferhalden am Po und Wardar so wesentlich von ähnlichen Landschaften an der Düna oder dem Tornea Elf? — Gebiete mit undurchdringlichem Waldwuchse hätten sich kaum dazu geeignet, am Ende der Eiszeit die gefiederten Bewohner der Mittelmeerregion aufzunehmen, und solchen Vogelarten, für welche früher die Alpen den Nordrand ihres Verbreitungsgebietes bedeuteten, ein allmähliches Vordringen bis an die Fjelder Skandinaviens zu ermöglichen. Dazu eigneten sich dagegen die Weidendickichte der Ströme und Bäche, die damals weit häufiger gewesen sein mögen als heutzutage, auf das

allerbeste. Ihnen haben wir es wohl in erster Linie zu verdanken, daß heute manche zarten Laubsänger beinahe bis in arktische Breiten vorgedrungen sind.

Für die Aufgabe, südlicheren Formen unter höheren Breiten die ersten Brutreviere zu liefern, wurden die Weidensträucher auch noch durch den Umstand besonders befähigt, daß ihre Ruten sich schon sehr zeitig mit grünen Blättern schmücken, zu einer Zeit, wo die meisten waldbildenden Laubbäume unserer Heimat noch kahl und unwirtlich dastehen; schauen doch die Weiden Dickichte längs der deutschen Flüsse mitunter schon in den ersten Tagen des April fast sommerlich aus, wenn man sie mit den Hochwäldern der Nachbarschaft vergleichen will.

Wenn wir in unseren Tagen wahrnehmen, daß die Zugvögel mit Vorliebe den Stromtälern folgen, sind wir leicht geneigt, diese Tatsache darauf zurückzuführen, daß deren mehr oder minder tief eingeschnittene Furchen besonders leicht gangbare Wege darstellen. Ich glaube jedoch, daß damit der enge Zusammenhang zwischen den Flußtälern und den Zugvögeln durchaus nicht genügend erklärt ist. Daß sich jene Wanderer mit Vorliebe längs der Flüsse und Bäche bewegen, liegt wohl in erster Linie daran, daß sie dereinst bei ihrem Eindringen in nordische Breiten an die Vegetationsform gebannt waren, welche den Flußufern ihr Gepräge verleiht. Ehe sie ein Land gleichmäßiger besiedelt hatte, dürfte so manche Art nur in den Weidichten und Auwäldern der Ströme und Flüsse gelebt haben, so daß wir uns den Umstand, daß die Wanderer noch immer jenen Wasserläufen folgen, nicht nur aus der größeren Wegsamkeit dieser Straßen erklären dürfen, sondern dabei auch auf die alte Erfahrung hinweisen müssen, daß die Zugvögel es lieben, bei ihren Wanderungen inmitten früherer Siedelungsgebiete zu verbleiben.

Damals mag in dem Graudenger Becken ein Vogelleben geherrscht haben, wie wir es heute in den breiten Überschwemmungstreifen an den nord- und mittellussischen Strömen finden, ein Vogelleben, als dessen Zeuge sich noch immer hin und wieder der Karmingimpel (*Carpodacus erythrinus* PALLAS) bei uns einstellt. Wenn wir lesen, wie hier und da ostdeutsche Ornithologen das Auftreten dieser Vogelart verbuchen, hat man oft den Eindruck, sie vermeinten, es handele sich hier um Erstlingserscheinungen, so daß wir allen Grund hätten, mit einer raschen Zunahme der Vogelart zu rechnen. Höchstwahrscheinlich ist dieser Gedankengang grundfalsch, denn die Geländeform, welche dem Karmingimpel zusagt, wird in unserer Heimat immer seltener, so daß jener Gimpel viel eher als ornithologisches Relikt bezeichnet werden darf.

Das Zeitalter der Weide wurde dann wohl abgelöst durch die Tage der Heide. Allmählich hatte sich auf den Sandflächen wenigstens so viel Humus gebildet, daß sie imstande waren, der bescheidenen Kiefer das Leben zu fristen. Auch heute sind die Tage des Heidewaldes noch nicht vorüber, und doch ist das Bild der Landschaft durch die Tätigkeit des Menschen fast überall merklich beeinflußt und sehr oft sogar wesentlich verändert. Infolge der Bemühungen der Forstbeamten sind die Räume, die nur mit kusseligen Kiefern besetzt waren,

wohl immer kleiner geworden. An ihre Stelle ist die geschlossene Forst getreten, mag der Holzzuwachs ihrer Beläufe auf dem kümmerlichen Boden auch noch so gering sein. Damit ist dem Rothänfling sein ehemals so weites Reich immer mehr beschnitten worden, und heute bilden die mit kusseligen Kiefern bestandenen Heidestriche, welche vordem die Regel sein mochten, bereits die Ausnahme.

In unseren Tagen ist die Alleinherrschaft der Kiefer in dem östlichen Teil des Graudener Beckens bereits an mehr als einer Stelle gebrochen und zwar durch die Arbeit des Menschen, der es versteht, der Natur in der unmittelbaren Nähe größerer Siedelungen selbst dann ein reicheres Kleid zu schenken, wenn sie ihm nur ärmlichen Boden zur Verfügung stellt.

Gerade bei Graudenz erkennen wir, wie wenig man denen beipflichten darf, die von vornherein des Glaubens leben, die Ornis eines bestimmten Gebietes müsse durch die Fortschritte der Kultur notgedrungen verarmen. Die blütenreichen Gebüsche an dem Westhange der Veste Courbière, in denen die Sperbergrasmücke (*Sylvia nisoria* BECHSTEIN) ihre auffälligen Lockrufe hören läßt, die alten Laubholzbestände der Plantage, wo der Zwergfliegenfänger (*Muscicapa parva* BECHSTEIN) sein helles Liedchen vorträgt, und die alten Alleen und Haine an der Trinke, die der Girlitz (*Serinus hortulanus* KOCH) im Frühsommer mit seinem klirrenden Singsang so freundlich belebt, sie alle verdanken ihr Dasein und ihre Eigenart doch mehr oder minder der Tätigkeit des Menschen, durch welche der Graudener Gau nicht nur für den Herrn der Schöpfung, sondern auch für seine zahlreiche tierische Gefolgschaft einladender und wohnlicher wurde.

Namentlich in dem Graudener Stadtwald zwischen dem Bahnhof und dem Rudniker See erkennen wir überall das Streben des Försters und Landschaftsgärtners, den Wuchs von allerlei Laubhölzern nach Kräften zu fördern und so der dürftigen Kiefernheide wenigstens hier und da allmählich das Gepräge des Mischwaldes zu verleihen. Allerdings kamen auf diesen weiten Talstandhalden nur die anspruchslosesten Laubbäume in Frage, vor allem Ebereschen, Birken und Eichen. Immerhin ist es in der Nähe der Stadt schon heute gelungen, den Charakter des Waldes wesentlich zu verändern und dadurch auch eine Menge von Gefiederten anzulocken, welche den Heideforsten sonst fern bleiben. In dieser Hinsicht herrscht zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte des eigentlichen Stadtparks ein sehr wesentlicher Unterschied. Dort singen die Laubvögel (*Phylloscopidae*), deklamiert der Sprechmeister (*Hippolais hippolais* L.), übertönen die klirrenden Lieder zahlloser Girlitze (*Serinus hortulanus* KOCH) die flötenden Rufe des Schwarzplättchens (*Sylvia atricapilla* L.). Ja, im jüngsten Lenz fand sich dort sogar ein Sprosser (*Erithacus philomela* BECHSTEIN) ein, obgleich er das Fehlen von Tagwassern übel genug vermerken mochte.

Jenseits der Fahrstraße, die nach den vereinigten Friedhöfen führt, zeigt uns die Landschaft mit einem Male ein ganz anderes Antlitz. Der Heidewald

nimmt uns auf; in den Kronen der Kiefern geistert das unruhige Volk der Meisen. Daneben herrscht allerdings gerade hier im Herbst, kurz vor seiner Abreise, der graue Fliegenschnäpper (*Muscicapa grisola* L.) in auffälligster Weise vor, ein Vogel, der mir sonst im Kiefernwalde kaum irgendwo begegnet ist.

Die Erfahrung, daß die Umgebung größerer Siedelungen durch den Einfluß des Menschen immer reicher an Laubhölzern wird, machen wir nicht nur bei Graudenz, sondern auch anderswo, so daß dadurch in sehr erfreulicher Weise dem Mißstande entgegengewirkt wird, daß der Förster die Fläche des Laubwaldes auf Kosten des wirtschaftlich einträglicheren Nadelholzes mehr und mehr zurückgehen läßt. Infolgedessen rücken auch viele gefiederte Laubwaldfreunde den Wohnstätten des Menschen immer näher und näher, bis manche von ihnen aus Waldbewohnern zu Parkvögeln geworden sind.

Während in der westlichen Hälfte des Beckens weite Gebiete das gleiche landschaftliche Gepräge zeigen, indem wir es entweder mit den Stromkämpen, der Niederung oder dem baumreichen Abhang der Höhe zu tun haben, finden wir östlich der Weichsel ganz verschiedene Landschaftsformen auf kleinstem Raume dicht beieinander. Den laubreichen Waldrain bei Weißheide, wo die Mandelkrähe (*Coracias garrula* L.) ihre Flugspiele aufführt, die Sandhalden bei Adl. Waldau, auf denen der Triel (*Oedicnemus oedicnemus* L.) haust, und den Wiesengrund am Maruscher Fluß, wo der Kiebitz (*Vanellus vanellus* L.) umhergaukelt und der Wiesenpieper (*Anthus pratensis* L.) seinen Balzflug übt, kannst du insgesamt in derselben Stunde besuchen. Auch bei der Veste Courbière liegen die Wohnstätten der Singdrossel (*Turdus musicus* L.), des Zwergfliegenschnäppers (*Muscicapa parva* BECHSTEIN), des Sprossers (*Erithacus philomela* BECHSTEIN) — — ob die Nachtigall (*Erithacus lusciniæ* L.) hier nistet, ist noch strittig, da es zwar von solchen Vogelpflegern, die gerade Sprosser und Nachtigall pflegen, nach dem Verhören der Vögel ganz bestimmt behauptet wird, eine einwandfreie Lösung der Frage aber nur durch Belagstück erbracht werden könnte — — dicht neben weidenbewachsenen Stromufern und sandigen Berghalden, auf deren Flugsand nur hier und da eine krüppelhafte Kiefer ihre verschrotenen Äste bettet.

Daß wir es in der östlichen Hälfte des Beckens mit einem verlassenen Flußtal zu tun haben, in dem sich auch heute noch die Landschaft verhältnismäßig rasch verändert, können wir auf unseren Wanderungen nicht so leicht vergessen, denn immer wieder sehen wir, daß dort die Feldflur auf Kosten der feuchten Trift an Boden gewinnt, so daß der Wiesenpieper (*Anthus pratensis* L.) dem Braunkehlchen (*Pratincola rubetra* L.), die Kuhstelze (*Budytes flavus* L.) dem Grauammer (*Emberiza calandra* L.) Platz macht.

Recht traurig ist es, daß gerade dicht bei der Stadt das alte Stromtal im Osten seines Baumschmuckes mehr und mehr beraubt wird. Überall stoßen wir auf mächtige Weiden- und Pappelstubben, die uns zeigen, daß diese Triften noch zur Zeit unserer Väter viel freundlicher ausschauten. Der Krieg, der uns erschreckend hohe Holzpreise brachte, wird die Neigung der Landwirte,

unter ihren alten Bäumen aufzuräumen, wohl noch verstärken. Nur längs der Trinke hat sich eine Fülle schattigen Laubholzes erhalten, in dessen Gezweig Girlitze und Gartenammern (*Emberiza hortulana* L.), Sprechmeister, Stieglitze (*Carduelis carduelis* L.) und Stare (*Sturnus vulgaris* L.) ihre Lieder zum besten geben.

Als die Komturei Graudenz gebaut wurde, suchten sich die Ordensritter dazu die Stelle aus, wo die Neudorfer Diluvialinsel mit einem schmalen Höhenrücken wie mit einem ausgestreckten Zeigefinger gen Süden weist. Wenn man dort eine Veste errichtet hatte, brauchte man nur nördlich von der Burg den schmalen Rücken mit einem tiefen, schluchtartigen Graben zu durchbrechen, um nach allen Seiten hin vor Angreifern geschützt zu sein. Dabei beherrschte die neue Burg auch den Paß, der zwischen der Neudorfer und Kallinker Diluvialinsel aus dem östlichen Stromtal zur Weichsel führte. Daß neben der festen Burg zur Anlage einer Stadt auf dem schmalen Hange zwischen der Feste und dem alten Flußtal nicht viel Raum blieb, machte den Weißmänteln wohl noch kein Kopfzerbrechen, da der junge Wohnplatz eigentlich nur zu der östlichen Hälfte des Graudenger Beckens in engere Beziehungen treten konnte, also auch nur ein sehr kleines Gebiet beherrschte. Die ungestüme Weichsel stellte in jenen Tagen noch ein recht arges Verkehrshindernis dar, im Norden dehnten sich meilenweite Wälder, und für die Bewohner der Moränenlandschaft im Süden war Kulm viel leichter erreichbar als Graudenz, von dem sie durch fast weglose Talsandwüsten getrennt waren.

Diese Lage der Dinge änderte sich von Grund aus, als die Weichsel bei Graudenz überbrückt wurde, und als bald darauf von der früher so bescheidenen Stadt ein Stern von Eisenbahnlinien ausstrahlte. Nach dem Bau der Weichselbrücke trat die Schwetz-Neuenburger Niederung mit Graudenz in die allernächsten Beziehungen, und als durch die neuen Eisenbahnlinien die Möglichkeit geschaffen worden war, Graudenger Erzeugnisse nach allen Seiten auszuführen, besannen sich die Gewerbetreibenden endlich darauf, daß unsere Stadt eigentlich den natürlichen Mittelpunkt eines recht großen Gebietes darstelle. Handel und Wandel erwachten zu kaum erhoffter Blüte, und aus dem leblosen Kleinstädtchen ward in wenigen Jahrzehnten eine ansehnliche Siedlung von 45 000 Einwohnern. So haben wir in der Wirtschaftsgeschichte von Graudenz bisher drei Abschnitte zu unterscheiden. Während des ersten war die Stadt nur der Hauptort der östlichen Hälfte des Graudenger Beckens, im zweiten ward sie so recht in den Mittelpunkt dieser ganzen Landschaft gerückt, und im dritten begann sie die Gunst der Tatsache auszunutzen, daß sie gerade im Zentrum der Provinz gelegen ist. Hoffentlich ist damit die wirtschaftliche Entwicklung von Graudenz noch lange nicht abgeschlossen. Vielleicht strahlt gar bald in einer vergrößerten Ostmark von der alten Ordensstadt ein Stern von Eisenbahnlinien aus, die der Graudenger Eisenindustrie gestatten, ihre Erzeugnisse auf dem kürzesten Wege nach den Hauptorten des benachbarten Polens zu verfrachten.

Auch die Geschichte der Festung Graudenz können wir in drei ähnliche Abschnitte gliedern. Während des ersten haben wir es mit der alten Ordensburg zu tun, die sich mit der winzigen Bergzunge begnügte, die das Südende des Neudorfer Hochlandes bildet und sich diesem wie ein Fremdkörper vorlagert. Die friderizianische Festung hatte wenigstens das Neudorfer Plateau schon ganz und gar in den Feuerkreis ihrer Geschütze gezogen, deren Fernwirkung aber noch lange nicht so weit reichte, um sich auch jenseits der Stromtäler im O. und W. Geltung zu verschaffen. Erst die moderne Festung unserer Tage hat auf ganz andere Räume Anspruch erhoben, so daß nunmehr die Hänge bei Wangerau und Marusch, welche die Festungsbaumeister des Großen Friedrich noch wenig genug angingen, schon recht in die Mitte des befestigten Platzes zu liegen kommen.

Erst als Graudenz in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts rascher zu wachsen anfang, begann man über das Verhängnis zu murren, daß die Städter auf den gerade bei der alten Komturei so schmalen Raum des Höhenzuges angewiesen waren. Anfangs wußten die feuchten Triften sich gegen Maurer und Zimmerleute mit bestem Erfolge zu verteidigen, und westlich des Schloßberges machte der mächtige Strom die Anlage neuer Straßenzüge von vornherein unmöglich.

So entstand denn die lange, schmale Siedelung unserer Tage, die im äußersten Norden und Süden geradezu das Gepräge des Straßendorfes annimmt. Die Zustände, die dadurch in wirtschaftlicher Hinsicht geschaffen wurden, waren um so ärgerlicher, weil der Staat den dicht am Stadtkern gelegenen, in seiner Gesamtheit volle dreißig Morgen umfassenden Grundbesitz des Zuchthauses mit stiefväterlicher Zähigkeit festhielt und so der Bebauung entzog.

Die Vergrößerung unserer alten Städte, die durch das rasche Anwachsen der Bevölkerung im letzten Jahrhundert bedingt wurde, vollzog sich sonst zumeist in der Art, daß von dem licht- und luftarmen Stadtkern vorstadtähnliche Straßenzeilen ausstrahlten, in denen die Häuser anfangs noch schütter standen und geräumige Gärten zwischen sich duldeten. Nahm die Einwohnerzahl noch weiter zu, so verschwanden allmählich diese Gärten, während weiter nach draußen wieder neue Stadtviertel entstanden, deren Bewohner sich anfangs noch einer erquicklichen Ellenbogenfreiheit erfreuen durften. Bei Graudenz war eine solche Entwicklung der Stadt unmöglich. Als der Platz der alten Siedelung nicht mehr ausreichte, marschierten im Süden und Nordosten, an der Thorn-Marienwerderer Chaussee, die recht eigentlich als die Hauptstraße der Stadt bezeichnet werden kann, die Häuser weiter in die Feldflur hinaus, ohne daß rechte Möglichkeit vorhanden war, durch die Anlage einer größeren Anzahl von Parallelstraßen der leidigen Verlängerung des Wohnplatzes entgegenzuwirken.

Es versteht sich von selbst, daß eine solche Siedelung ganz anders in ihre natürliche Umgebung eingeschaltet ist als etwa die Provinzialhauptstadt Danzig oder Thorns enge City. Zumeist ist der Raum, den die Häuserblöcke

von Graudenz einnehmen, nur ein paar hundert Schritt breit, und recht oft sind selbst dann, wie z. B. längs der Diagonale Gemeindehaus - Schloßberg, noch baumreiche Friedhöfe und Gärten (in diesem Falle die Schulhöfe der Oberrealschule und des Gymnasiums, die Gärten des Zuchthauses, der Alte Friedhof und der geräumige Garten des Hotels zum Schwarzen Adler) und weite, schattige Plätze in die städtische Siedelung eingeschaltet. Trotzdem ist Graudenz kaum eine Gartenstadt in dem Sinne, daß ein großer Teil seiner Bewohner über ein Hausgärtchen verfügte. Dazu mangelte es auf der schmalen Abdachung zwischen dem Schloßberg und dem Stromtal im Osten von vornherein an Raum. Alle jene Gärten, die in Graudenz erhalten blieben, gehören zu staatlichen und städtischen Anstalten und verdanken ihr Dasein dem erhöhten Schutze, der ihnen wegen dieser Eigenschaft zuteil ward. Jedenfalls wird es aus dieser Sachlage verständlich, daß unsere Stadt, die sich, schmal wie ein Regenwurm, mit ihren Vororten beinahe 7 km weit hinzieht, zu der sie umgebenden Natur lange nicht in dem scharfen Gegensatz steht wie etwa Danzig, in dessen dicht bebautem Kern kaum für eine Linde oder Ulme Platz blieb.

Wenn ich mit tönender Stimme meine Schüler allerlei Weisheit lehre, ärgere ich mich gar manches Mal zur Frühsommerszeit über die zahlreichen Weidenlaubsänger (*Phylloscopus rufus* BECHSTEIN), die mit ihrem lauten Zilpzalp jedem meiner Aussprüche Beifall spenden. Füge ich noch hinzu, daß auch die Lieder des Garten- und des Goldammers (*Emberiza citrinella* L.), der Schlag des Buchfinken (*Fringilla coelebs* L.) und die Strofen des Sprechmeisters und Schwarzplättchens ins Klassenzimmer hineintönen, und daß im Garten des Direktors, der im Vorfrühling von großen russischen Gimpeln (*Pyrrhula pyrrhula* L.) wimmelt, auch die zierliche Sumpfmeise (*Parus palustris* L.) nistet, so wird es dem Leser zur Genüge klar sein, daß diese Vogelwelt, obgleich es sich um mitten in der Stadt gelegene Örtlichkeiten handelt, doch durchaus nicht von städtischer Art ist.

Wollte man ein paar Species als Charaktervögel von Graudenz bezeichnen, so würde es sich in erster Linie um den Girlitz und die Haubenlerche (*Galerida cristata* L.) handeln. Grundsätzlich gemieden werden von diesen Vögeln wohl nur ein paar düstere Häuserblöcke in nächster Nähe des Marktes, sonst sieht man sie fast allerorten. Namentlich während der minniglichen Lenzeszeit treibt sich der Girlitz, von dem hier viel mehr Weibchen als Männchen vorhanden zu sein scheinen, auf allen Dächern umher, während ich die Haubenlerche namentlich an klaren Februar- und Märzabenden mitten in der Stadt vom ragenden Hausgiebel aus ihre köstlichen Lieder vortragen hörte. Wie gern wüßte man, wann der Girlitz in dieses Revier eingezogen ist! Aber leider wird sich die Frage kaum jemals beantworten lassen. Meiner Meinung nach dürfte kaum ein Menschenalter seit jenen Tagen verstrichen sein, blicken doch auch die gartenreichen Quartiere, in denen er sich mit Vorliebe herumtreibt, und die Bäume, in deren Geäst er seine Nebenbuhler befiehlt, noch auf kein höheres Alter zurück.

Als ich nach Graudenz kam, war ich recht gespannt darauf, wie sich dort Schwalben und Segler in die Brutstätten teilen, da ich annahm, die Nachbarschaft des großen Stromes und seiner Kämpen würde es der Hausschwalbe (*Chelidonaria urbica* L.) sehr erleichtern, die Schlammerde zu finden, deren sie zum Nestbau bedarf. Trotzdem ist diese Schwalbenart hier nicht häufiger als anderswo. Auch in Graudenz ward der Mauersegler zum rechten Beherrscher der Lüfte. Ob *Apus apus* L. an dem Verschwinden der Hausschwalben schuldig sei, wage ich nicht zu entscheiden. Ich hielt *Chelidonaria urbica* in unserer nordostdeutschen Heimat schon beinahe für einen Seltling, als ich sie im letzten Sommer längs der hinterpommerschen Küste in Dorf und Stadt in wolkenähnlichen Schwärmen traf. Auch andere Schriftsteller haben ja die Erfahrung gemacht, daß diese Schwalbenart immer mehr zum Küstenbewohner wird. Immerhin könnte auch dabei ihr Verhältnis zu *Apus apus* eine gewisse Rolle spielen, da in den aus niedrigen Fischerhäusern bestehenden Städtchen jener Küstenstriche der Mauersegler niemals eine rechte Heimat gefunden hat.

Wie die Stadt Graudenz im allgemeinen sehr wenig den Vorstellungen entspricht, die wir uns von einer einheitlichen, in sich geschlossenen Siedelung ihrer Größenklasse gebildet haben, so finden wir im östlichen Teile des Graudener Beckens auch nur wenig ländliche Ortschaften, die mit dem landläufigen Begriffe des Dorfes durchaus übereinstimmen. Nicht nur den Graudenzern, auch den Bewohnern des flachen Landes machte die Frage, wo sie sich niederlassen sollten, arges Kopfzerbrechen, da in den breiten Stromtälern weite Gebiete zu tief und feucht waren, um den Bau menschlicher Wohnstätten zu ermöglichen. Daß in dem westlichen Teile unseres Gaus, in der Schwetz-Neuenburger Niederung, dieser Umstand die Anlage der unabsehbaren Siedlungsreihen am Weichseldamm und am Fuße des Höhenrandes zur Folge hatte, ist bereits oben erwähnt worden. Ein Gegenstück zu den ländlichen Siedelungen zwischen Neu Marsau und Konschitz bilden in dem östlichen Stromtal die Dörfer, die wir, wie Tursnitz, Marusch, Wangerau und Groß Tarpen, unmittelbar am Hange der Randberge finden. Immerhin besteht zwischen den beiden Siedlungsreihen im Westen und Osten ein wesentlicher Unterschied. Dort, wo unzählige Erosionsrinnen dem Abhang stellenweise beinahe die Form eines Haarkammes gegeben haben, wird die Höhe von einer recht gleichmäßig angeordneten Häuserreihe begleitet; hier, wo nur wenige Täler das östliche Hochland erschließen, entstanden die Dörfer fast ausschließlich an den Stellen, wo eine wichtige Straße zur Höhe emporsteigt.

In dem sumpfigen Wiesenstreifen, welcher dem tiefsten Grunde des östlichen Strombettes folgt, hat der Mensch kaum irgendwo eine dauernde Stätte gefunden. Weil wir dort aber die wertvollsten Ländereien dieses Reviers zu suchen haben, ist es verständlich, daß wir sehr viele Ansiedelungen ganz dicht am Rande des Wiesenstreifens antreffen, sei es, daß es sich dabei, wie bei Piasken und Pastwisko, um halbwegs geschlossene Dörfer handelt, sei es, daß sich dort bauerliche Ansiedelungen, wie etwa bei Gatsch, kilometerweit neben einander aufreihen.

Nach Ortschaften, in denen wir längere, beinahe lückenlose Dorfstraßen finden, halten wir in dem östlichen Teile unseres Beckens vergeblich Ausschau. Was das Verhältnis zwischen Straße und Dorf angeht, so ist bei den meisten Straßendörfern nicht das Dorf, sondern die Straße der ältere Teil, und erst die Vorteile, die sich die Ansiedler davon versprochen, dicht an dem Wege zu wohnen, veranlaßten sie zu solcher Bauweise. Deshalb entstanden auch die einzigen wichtigeren Straßendörfer unserer Gegend, die Vorstädte im Süden und Nordosten von Graudenz, an der einzigen großen Heerstraße dieses Gebiets, an der Thorn-Marienwerderer Chaussee.

Abgesehen von diesen Ortschaften, die fast unmerklich in das eigentliche Graudenz übergehen, finden wir nur noch in Neudorf, einer Landgemeinde auf der Graudenz-Diluvialinsel, eine längere Straßenzeile. Dort mag diese Bauweise durch die Bodennatur bedingt worden sein. In einer flachen Erosionsmulde scheinen die stattlichen Bauernhöfe vor dem frischen Winde Schutz zu suchen, der über die kahle, aber fruchtbare Hochfläche dahinbraust.

Durchschnittlich bewährt sich auch hier der alte Erfahrungssatz, daß der Gutsbesitzer auf die Höhe, der Bauer in die Niederung und auf den Wiesengrund gehört. Die Art und Weise, wie die Bauernhöfe bei Tusch und Gatsch über die Feldflur zerstreut sind, erinnert uns immer wieder an ähnliche Verhältnisse in dem Danziger Werder. Oft ist es für den Wanderer ganz unmöglich, nach dem Augenschein zu entscheiden, ob ein Gehöft zu Tusch oder zu Tarpen, zu Wossarken oder zu Wangerau gehört, und auch dort, wo wir etwas finden, was mit einigem Vorbehalt als Dorfkern bezeichnet werden darf, haben wir außerdem noch mit einer großen Zahl von Ausbauten zu rechnen.

Derselben zerstreuten Siedelungsweise, die in den Wiesengründen die Regel ist, begegnen wir oft genug auch auf den unfruchtbaren Talsandflächen. Klassische Beispiele dafür sind die Ortschaften Weißhof und Weißheide, wo die weithin zerstreuten Gehöfte ein schier labyrinthisches Wegenetz notwendig machten. Daß damit auch eine wesentliche Einbuße an Nutzland verbunden war, mochte man hier wegen des unfruchtbaren Sandbodens leichter als anderswo verschmerzen. Solche Weglabyrinth geben auch bei Rudnik, Adamsdorf, Steinwege u. v. a. O. dem eiligen Wanderer manchen Grund zum Verdruß, da er immer wieder die Erfahrung macht, daß ein breiter Sandweg, auf dem er sich ein gutes Fortkommen verspricht, nur zu einem einsamen Feldhof führt. In den fruchtbarsten Teilen des Stromtales, den Wiesengründen zwischen Pastwisko und Tusch, ist er bald gewitzigt. Dort dürfen die Wege samt und sonders eigentlich nur sehr bedingungsweise als öffentliche Wege bezeichnet werden, weil sie nur den Bedürfnissen eines einzigen Grundbesitzers zu dienen pflegen, nicht aber den Verkehr von Ortschaft zu Ortschaft vermitteln sollen. Die zerstreute Siedelungsweise, die wir hier schildern, hat man auch an der einzigen Stelle beibehalten, wo die Industrie die Graudenz-Feldmark wesentlich beeinflußt hat, bei dem neuen Eisenwerk in Mischke, wo die Arbeiter-

und Beamtenhäuser sich nicht etwa zu einer Art Dorfstraße zusammengeschlossen haben, sondern über eine weite Fläche verteilt worden sind.

So wenig die Talsandhalden im Süden von Graudenz den Landwirt anlocken können, so nützlich dürften sie sich vielleicht noch den Dienern der Industrie erweisen. Leichter als anderswo vermag hier, wo der Grund und Boden nur äußerst geringen Wert besitzt, jede Arbeiterfamilie mit einem eigenen Häuschen und einem tüchtigen Stück Gartenland ausgestattet zu werden. Welchen Vorzug das aber gegenüber anderen Fabrikstädten unseres Ostens bedeuten würde, wird sich jeder selber sagen können, der jene Quartiere in Danzig kennt, wo die Arbeiterbevölkerung stellenweise nur auf licht- und luftarme Hinterhäuser und Seitengebäude beschränkt ist.

Nach alledem könnte man beinahe die widersinnig klingende Regel aufstellen, daß in dem östlichen Teile des Beckens bei den Siedelungen keine Wege und an den Wegen keine Siedelungen seien, finden wir doch an den nach Südosten führenden Heerstraßen zwischen Graudenz einerseits und Piasken und Marusch andererseits keine einzige Ortschaft.

Wie Brücken führen diese Chausseen über den breiten Grund hinweg, nur bemüht, die Stellen ausfindig zu machen, wo sie das grundlose Wiesental am leichtesten überschreiten könnten.

Jene Orte in nächster Nähe der Stadt, bezüglich deren die Volkswirte schon die Zeit zu berechnen suchen, da sie mit der Hauptstadt des Gaus verschmelzen müssen, suchst du in dem Weichbilde von Graudenz vergebens. Dafür finden wir dort eine überaus große Menge schier atomistischer Niederlassungen, vereinzelte Wirtschaften, die ein rechtes Sonderleben führen und ihre ländlichen Erzeugnisse oft genug sogar auf einem nur von den Bewohnern des betr. Gehöfts benutzten Wege zum Markte führen.

Man könnte es beinahe als eine besonders kennzeichnende Eigenschaft von Graudenz ansehen, daß diese Stadt in wirtschaftlicher Hinsicht ihrer Umgebung nur verhältnismäßig locker eingefügt ist. Bis zum Bau der Eisenbahnbrücke dürfte man die Entfernung der Schwetz-Neuenburger Niederung von dem Graudenz Rathause beileibe nicht nach der Luftlinie berechnen, da der mächtige Strom sowohl zur Winterszeit als auch bei sommerlichen Hochwasserwellen eine sehr entschiedene Schranke darstellte.

Auch von dem Warenhandel, der sich früher in dem Weichselhafen Graudenz abspielte, dürfen wir uns keine übertriebenen Vorstellungen machen, weil durch ihn sicherlich kein beständiges Kommen und Gehen zahlreicher Gefährte bedingt wurde. Wenn der Bauer sein Getreide in die riesigen Verteidigungsspeicher oberhalb der Ordenskomturei gebracht und einen Teil des Erlöses zum Erwerb von allerlei Wirtschafts- und Gebrauchsgegenständen benutzt hatte, waren die Maßnahmen erledigt, die dadurch im jährlichen Kreislauf des Lebens bedingt wurden.

Auch die Bedeutung der neuen Bahnbauten für Graudenz bestand ja weniger darin, daß das Weichbild der Stadt, sagen wir einmal im Umkreise

von 35 km, enger mit Graudenz zusamengeschweißt wurde, als vielmehr in dem Umstande, daß nunmehr die Industrie der Stadt befähigt wurde, für den europäischen Markt zu arbeiten. Wollten wir die Gebiete, in denen Graudenz Industrieerzeugnisse Verwendung finden, etwa mit roter Farbe kennzeichnen, so erhielte man nicht etwa einen rings um die Stadt gelegenen Kreis, dessen Farbton mit wachsender Entfernung verblaßte, sondern man müßte manchen Bezirk im fernen Rumänien und Rheinland, wo die Pflüge von Ventzki und die Ofentüren und Röhren von Herzfeld und Viktorius in Gebrauch sind, besonders vermerken, während der eine oder andere Ort in der Nähe unserer Stadt, wo bisher polnische Konsumvereine nur englische und belgische Waren führten, sich dem benachbarten Graudenz gegenüber ziemlich neutral verhielt.

Doch bei diesen Betrachtungen wollen wir unsere Wanderungen im Weichbilde des Klimmeck auch schon beschließen. Unser Ziel war es, dem Leser klar zu machen, daß auch in das Antlitz unserer Heimat, magst du das Treiben der Menschen oder das unauffälligere Wirken der großen Allmutter ins Auge fassen, die allmächtige Zeit fortwährend neue Runen eingräbt. Doch brauchen diese Runen nicht die Kennzeichen des Alters, die Vorboten des Welkens zu sein, untersteht doch der Mensch als Gattung nicht jenen Gesetzen, nach denen der Einzelne seines Daseins Kreise vollendet.

Gerade zu unserer Zeit zieht für den deutschen Osten ein neues Weltalter herauf. Es wird der Arbeit unserer Landsleute neue Ziele setzen und den Werken ihrer Hände weite Absatzgebiete erschließen. Deshalb dürfte auch der Mann, der sich nach einem Menschenalter daran macht, unseren Enkeln das Graudenz Becken zu schildern, seinen Lesern und Zuhörern ganz andere Bilder zeichnen. Gebe nur Gott, daß auch er ihnen künden darf, dort, wo ehemals ein Courbière stritt und unser großer, plattdeutscher Dichter um seiner Jugend rechten Sonnentag betrogen ward, herrsche noch immer gemüts warme deutsche Art und stolzes, wehrhaftes Preußentum!



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften der Naturforschenden Gesellschaft Danzig](#)

Jahr/Year: 1915

Band/Volume: [NF_14_1](#)

Autor(en)/Author(s): Braun Fritz

Artikel/Article: [Vom Graudener Becken 95-114](#)